fanden auch den Regen nicht negativ geladen. Die geringe Ladung der kleinen Tröpfchen kann nun genügen, sie zu vereinigen, so daß sie eine größere Menge Elektrizität auf ihrer Oberfläche enthalten und, weil sie größer sind, schneller fallen. Die hierdurch entstandene Trennung der positiven und negativen Ionen ruft eine elektrische Spannung hervor. Bei weiterer Abkühlung und Uebersättigung der Luft werden nun auch die positiven Ionen zu Kondensationskernen und geben positiv elektrische Wolken und Niederschläge. Da die mit Nebel erfüllte Luft nicht, wie man früher meinte, adiabat, sondern fast vollkommen isoliert, so können sich die entstehenden Spannungen nur durch plötzliche Funkenentladungen (Blitze) ausgleichen. Vor dem Gewitter sind keine besonderen anomalen elektrischen Zustände vorhanden, die Spannung und der Blitzausgleich beginnen erst, wenn die ersten Regentropfen fallen, die als Ursache der Spannungen zu gelten haben. Dann faßt die Gewittertheorie endlich folgendermaßen zusammen: „Die Sonnenwärme hebt die Wasserdämpfe in die Atmosphäre, bei der Kondensation derselben entsteht die elektrische Ladung, und die Schwerkraft, die den Fall der Regentropfen bewirkt, läßt dann die gewaltigen Potentialdifferenzen (Spannungen) entstehen."

Zur Geschichte des Sonnenschirms.

(Nachdruck verboten.)

In jenen Monden, da die Sonne heiße Strahlen auf unseren Planeten herabsendet, gedenkt man der Schutzmittel gegen die sengenden Gluten und der Sonnenschirm wird ein wichtiges Toilettenequisit. Der Schirm hat eine lange Vergangenheit. Der Lichtirm war wohl ein großes Palmblatt, das ein Tyrann grauer Vorzeiten zum Schutze gegen die südliche Sonne von einem Sklaven über sein erhabenes Haupt halten ließ. Bald aber fand man an dem einfachen Produkt der Natur kein Genügen mehr, der erfinderische Geist des Menschen ersann einen künstlichen Schirm. Schon in den Ruinen Ninives entdeckte man Malereien und Skulpturen, auf denen man offen abgebildete Sonnenschirme, in der Form den unsrigen sehr ähnlich, gewahr wurde. Diese Schirme waren an den Rändern mit Quasten und an der Spitze mit einem Zierat versehen. Auch in der Mitte der Wagen erhoben sich an langen Stäcken Sonnenschirme. Im Lande der Pharaonen bediente man sich ihrer ebenfalls, die vornehmen Aegypter wandelten „beschirmt" in den Sykomoren- und Tamarindenhainen des Nilandes. Doch sind es immer nur die Herrscher, Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen über welche der Schirm sich ausspannt, irgend einem anderen Sterblichen verleiht er auf keinem altertümlichen Kunstwerke erquickenden Schatten. Seit underklichen Zeiten schon ist im Morgenlande der Sonnenschirm das Symbol und Attribut der Macht, des Ansehens, der Vornehmheit und des Reichtums. Bei den alten Griechen und Römern war er auch ein Emblem des Dionysos oder Bacchus. Der Geschichtschreiber Hesychius von Alexandrien berichtet, daß in Attaden ein Fest zu Ehren des Bacchus begangen wurde, welches man die „Cerica" nannte. Dabei führte man die Statue des Gottes in öffentlicher Prozession einher. Mit Weinlaub behängt, stand sie in schön geschmückter Sänfte, daneben schritt eine vornehme Jungfrau, welche einen Sonnenschirm, als Zeichen der Würdigkeit des Gefeierten, über die Statue hielt. Der Komödiendichter Aristophanes läßt Prometheus mit dem „Skadeion", d. h. Schattenspender, erscheinen. Bei den alten Römern bediente man sich des Sonnenschirms vorzüglich auch in den nach oben offenen Amphitheatern. Die Gemahlinnen der Cäsaren und Patrizier besaßen Schirme von Elfenbein. Die Sklavin, welche ihn trug und über ihre Gebieterin ausgespannt hielt, nannte man „Umbellifera". Für die Frauen der niederen Stände bestand der Schirm aus Linnen, das über einen Reifen gezogen war, oder auch aus Leder, selbst aus rohen Tierfellen. In den ältesten christlichen Gotteshäusern stand der Priester, am Altare die Messe lesend, unter einem Schirm in Form eines Baldachins. Der Baldachin verblieb der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag. Auch den alten Angelsachsen war der Schirm nicht unbekannt, wie eine Zeichnung im British Museum in London bezeugt. Um das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts erschien ein Buch, das über „Sonderbarkeiten und Originalitäten" berichtete; dies erzählt von dem frühen Gebrauche der Sonnenschirme in Italien und Spanien, wo ihn selbst Reiter benützt haben sollen. Von Paris aus wurde 1752 geschrieben: „Hier tragen die Leute bei sonnigem Wetter Sonnenschirme, um die Hitze von sich abzuhalten und ganz ähnliche Schirme auch, um sich vor Regen und Schnee zu schützen." Wenig Jahrzehnte später erschien er in England, wohin ihn ein Soldat, namens John Macdonald, im Jahre 1778 von der Pyrenäenhalbinsel brachte. Macdonald wurde erst weidlich ausgelacht, wenn er mit seinem Schirme, den er in jenem nördlichen Vaterlande wohl hauptsächlich als Regenschirm gebrauchte, auf der Straße erschien, bald aber erkannte man die Trefflichkeit des Schirmes und Macdonald fand viele Nachahmer. Nach dem Deutschen Reiche gelangte der Schirm erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Auch im Märchenlande ist er bekannt, Landmann spannt seinen Hanbersschirm mit den herrlichen Traumbildern über den müden Schläfer aus und frei und ohne Schranken wandelt dieser durch alle Räume.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat der Schirm überall Aufnahme gefunden, Frau Mode hat sich seiner ebenfalls bemächtigt, in allen Spielarten und Preislagen tritt er heute auf, seit langem hat er seinen ursprünglichen aristokratischen Charakter verloren und ist allgemein geworden.

M. H.

Lustige Ecke.

* Unsere Dienstboten. Hausfrau: „Marie, es ist mit Dir nicht mehr zum aushalten, gestern hast Du die Weingläser zerschlagen, heute die Tassen, nun die Kanne — —." — Marie: „Ja, Madam', ich liebe die Abwechselung ma mal."

* * *

* Schwer zu machen! Mutter: „Mädel, lauf den Männern nicht nach — aber schau, daß Du bald einen erwischst!"

Knack-Mandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 26:
„Midas, Sadi, Ida".

Richtige Lösungen gingen ein 49. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 51. Unrichtig bezw. unvollständig waren 2 Lösungen. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Wipplinger, K. Schauer, Martha Greiner, Gustav Hellvoigt, Wilhelm Lange, K. Schröder, Frau H. Brauns, Emil Müller, E. Prinz, Walter Schlüricke, Erich Hartmann, Frau Klara Bolck, Jenisch, Elly und Dorchen Schulze, Fr. Golbe, Hans Hoyer, Frau Ullrich, F. Krause, Max Walter, Ernst Leipziger, E. Rahnenführer, Gl. Stödter, Erna Beyrich, M. Grossert, Frau Ida Regel, Otto Finck, Agnes Haring, Frau Dr. E. Meemann, Louis Stück, Woldemar Schmidt, Hermann Böttner, Otto Bärchmann, Paul Probst, Frau Wilhelmine Hoffmann, J. Schild, Friedrich Gäbler, K. Brunner, H. Grundmann, Gg. Schiereth, Max Groß.

von auswärts von: Oskar Dietrich, Wernigerode, Emma Müller, Nietleben, K. Baumann, Nietleben, M. Zenker, Merseburg, Margarete Rudolph, Diemitz, Rottig, Merseburg, Bernh. Keilhaupt, Hedemünden, Harry Katz, Zwickau, Frl. Mathilde Duderstadt, Gelsenheim a. Rh.

Prämie: „Komlesse Käthe in der Ehe" von Adlersfeld-Ballestrem, eleg. geb.
entliehen auf F. Krause.

Rätsel.

Aus eines Gottes Mißgeschick
Und eines Mädchens liebescheuer Bitte
Entsprangen einst die ersten zwei; die dritte
Gewinnt sich und verliert der Liebe erstes Glück.

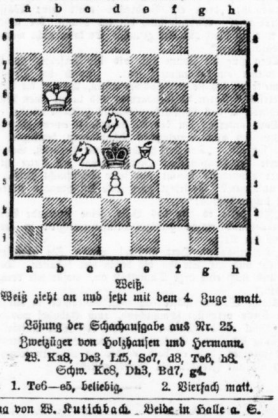
Das Ganze wird durch Liebe nicht erworben,
Am schönsten durch die Macht der Kunst,
Am häufigsten noch durch des Glückes Gunst,
Und dann — ach! — hat es oft der Liebe Glück verdorben.

Prämie: „Kleists Werke", eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeigers mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von Hermann Pollmächer.



Weiß.
Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt. (5+1)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 25.
Zweizüger von Holzhausen und Hermann.
W. Ka8, Dc3, Lf5, Se7, d3, Te6, h8.
Schw. Ke8, Db3, Bd7, g4.
1. Te6—e5, beliebig. 2. Vierfach matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach, Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 27 Halle a. S., den 5. Juli. 1908

Unter blühenden Linden.

Novellette von Th. B. Gall.

(Nachdruck verboten.)

Günther sah deutlich, was drinnen vorging. Groß genug war er ja mit seiner Kürassiergestalt, und die Fenster standen offen bei dem herrlichen Frühsommerwetter . . . . . Alle sah er. Eben standen sie auf vom Essen. Nur Annie fand sein suchendes Auge nicht.

Ein leichtgeflügelter Schritt. Unwillkürlich blickt der junge Mann hin. Es ist Annie.

Kein Zweifel, daß sie ihn bereits erkannt hat. Er hat sich ja mitten hineingestellt in die Lichtwelle, die wie ein breiter Strom aus den Saalfenstern flutet — herein in den Abend und seinen Frieden.

Am liebsten wäre er auf und davon. Doch was würde Annie sagen? Er hört schon im Geiste, wie sie hell auflacht. Und nachher geht sie in den Saal zurück und erzählt — —

Günther zieht den Hut.

„Ah, Sie sind's, Herr Referendar! . . . . . Ich sah wohl, daß jemand hier promenierte — aber Sie hätte ich nicht vermutet . . . . . Darf man fragen, was Sie herführt?"

„Der Abend ist so wunderschön, mein gnädiges Fräulein! . . . . . Und die Linden, die eben blühen! Mir ist's immer, als ob die hier besonders herrlich duften!"

Sie nickt.

„Das sagt Papa auch! . . . . Es soll eine eigene Art sein: die Blüten groß und voll! Den ganzen Tag sind sie von Bienen umsummt, die hier Honig suchen! . . . . . Doch" — dabei zirrte ihr Ton in leichtem Spott — „das müssen Sie ja von früher her wissen!"

„Es mag sein!" entgegnete er kühl. „Ich erinnere mich im Augenblick nicht!"

Sie tritt einen Schritt näher. Ihre Augen leuchten, und die Stimme flackert vor innerer Erregung.

„So? . . . . . Sie wissen wirklich nicht mehr, wie wir hier gespielt haben? Gerade hier am allerliebsten! Unter diesen so alten, schönen Lindenbäumen! Und wie Sie hinaufkletterten und mir Zweige pflückten — blühende Zweige zum Strauß! . . . . . Und wie die Bienen über Sie herfielen, weil sie sich nicht gefallen lassen wollten, daß jemand die Blüten forttrage, aus denen sie Honig saugen! . . . . . Und daß Sie gestochen wurden — gerade über dem Auge! . . . . . Es sah fürchterlich aus, und ich — — — — Na, wenn Sie das alles vergessen haben, müssen Sie ein sehr schlechtes Gedächtnis besitzen!"

Fort war sie.

Ihr weißes Kleid flimmerte zwischen dem Grün der Terrasse. Aber nur einen einzigen Moment. Dann verschwand es hinter der Saaltür.

„Annie!" rief er.

Sie hörte es nicht. Selbst wenn sie noch draußen war, konnte seine Stimme kaum an ihr Ohr tönen. Denn eben begann im Saal die Musik mit voll einsetzenden Akkorden, und die Paare schlossen sich zum Tanz.

Günther trat zum Fenster.

Mit wem sie wohl tanzen mag! . . . . . Natürlich mit dem Husarenleutnant — dem abscheulichen Botho von Jagststätten! . . . . . Wie er mit ihr flirtet — und sie läßt sich's gefallen! . . . . . Jetzt — — — man sieht's ja ganz deutlich — — legt er den Arm sogar dichter um ihre Taille . . . . . Es ist rein zum Rasendwerden! . . . . Er hatte Annie doch vielleicht noch gern gehabt . . . . . Ein ganz klein wenig . . . . . bis vorhin — bis zu diesem Augenblick . . . . . Aber jetzt — jetzt war alles aus und vorbei!

Die Musik tönt aus.

„Sind Sie noch immer hier?"

„Wenn Sie nichts dawider haben?"

„Was in aller Welt suchen Sie eigentlich? . . . . . Es wird ja jetzt spät und später! . . . . . Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Vergnügen, zu nachtschlafender Stunde vor fremder Leute Haus herumzupatouillieren!"

Sie sprach es so schnippisch, daß der junge Mann erbosen durfte.

„Bin ich denn ein Strauchdieb, daß Sie Angst hegen, ich könne einen Einbruch im Schilde führen? . . . . . Da Sie jedoch ganz gut wissen, daß das nicht der Fall, ist wohl die Frage berechtigt: weswegen kommen Sie hierher, da Sie ja mit der Möglichkeit rechnen mußten, mich wieder anzutreffen?"

„Oh, an Sie habe ich garnicht mehr gedacht! . . . . . Mir war nur drinnen im Saal so heiß!"

„So!"

„Wenn man so flott getanzt hat!"

„Das kann ich mir denken! Und wenn man außerdem das Glück hat, von einem so ausgezeichneten Tänzer herumgekreiselt zu werden, wie es Botho von Jagststätten ist!"

Annie zuckt die Achseln.

„Das Glück dürfte ganz auf seiner Seite sein! . . . . . Aber was das Tanzen betrifft — — darin ist Herr von Jagststätten Meister! Ich habe ihm auch schon den nächsten Walzer zugesagt, die Française und die Quadrille à la Cour!"

„Mit anderen Worten: die ganze Tanzkarte!"

„Das ist schon deswegen nicht möglich, weil überhaupt keine Tanzkarten zur Verteilung gelangten! Es findet ja bei uns kein Ball statt — oder überhaupt eine geladene Gesellschaft! Wer kam — na, der wurde gebeten, zu bleiben oder wenigstens am Abend wieder vorzusprechen! . . . . , Genau so, wie dies stets an solchen Tagen bei uns zu geschehen pflegt! . . . . . Das wissen Sie so ganz gut — ebenso was los ist!"

Günther tut so, als ob er wirklich keine Ahnung habe.

„Nicht? . . . . Nun, dann braucht man Sie auch nicht daran zu erinnern! . . . . Nur so viel will ich Ihnen sagen: Papa und Mama sind empört über Ihr Betragen! . . . . Ich nicht, oh nein — mir ist das ganz egal! Acht Tage sind Sie schon zu Hause und haben sich noch nicht ein einziges Mal sehen lassen! Bei meinen Eltern, meine ich natürlich — nicht bei mir! Wo doch das Gut Ihrer Eltern so nahe ist — na, wenn Sie jetzt am Abend den Weg hierher finden konnten, dürfte er Ihnen bei Tage auch nicht zu schwer fallen! . . . . . Erst glaubte Mama, Sie sind krank; aber da erzählt unser Verwalter, daß Sie jeden Tag spazieren reiten — nach der anderen Richtung hin, wo Sie nicht Gefahr laufen, jemand von uns zu treffen! Und Jobst Anderbur aus Groß-Schmettau haben Sie schon zweimal zum Skat besucht! Vorgestern bis drei Uhr früh! Ich — — ich wollte sagen: Papa — weiß es ganz genau!"

Sie hält einen Augenblick inne, um dann sogleich fortzufahren: „Und heute früh — alle waren sie hier, mir zu gratulieren! Und Papa sagt — — — — — na, ich will Ihnen lieber nicht erzählen, wie der sich geärgert hat! . . . . Aber eins müssen Sie wissen! . . . . . Ihr Papa war nämlich auch hier! . . . . . Und wie der hörte, daß Sie sich noch nicht bei uns blicken ließen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19080705065/fragment/page=0001

sagte er zu mir — ja, direkt zu mir! . . . . . Sie wissen doch, ihre Eltern, mein Herr, die ich wie meine eigenen liebe, sagen zu mir seit meiner frühesten Kindheit! . . . . . Also da ruft Ihr Papa aus: Was, zu Deinem Geburtstag ist er nicht einmal gekommen! Und gratuliert hat er auch sonst nicht — mit keiner Zeile, nicht mal mit'n paar Blumen! . . . . Na, denn will ich's ihm schriftlich geben, daß er ein Esel ist!"

Sie ist dicht vor ihn getreten. Ihre Augen flammen, die Stimme zittert.

„Annie, meine einzig geliebte Annie!" ruft Günther indem er ihre Hand zu fassen strebt, „Papa hat recht, ich bin's! Ich bin wirklich ein Esel!"

Sie lacht unter Tränen:

„Na, wenn Sie selber die Ueberzeugung gewonnen haben, ist ja meine Mission erfüllt, und ich kann wieder gehen!"

„Vor allen Dingen sagen wir uns doch wieder du?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und dann — bitte, bitte, bleib noch ein wenig!"

Sie wehrt ihn ab:

„Fällt mir gar nicht ein! . . . . . In so später Stunde mit einem fremden Menschen hier draußen im Park unter den Lindenbäumen! . . . . . Ueberdies wird wahrscheinlich gleich wieder getanzt werden!"

„Natürlich! Da mußt Du fort, weil Du Botho den Walzer versprochen hast!"

Sie stampft ärgerlich mit dem kleinen Fuß auf den Rasen.

„Botho und immer wieder Botho! Ich verbitte mir ein für alle Male Anzüglichkeiten, hinter denen insgeheim der Sinn lauert, als ob zwischen Herrn von Jagrstätten und mir auch nur das mindeste intime Einverständnis bestehe!"

„Du liebst ihn also wirklich nicht, Annie?"

„Es ist empörend, so was zu behaupten!"

„Aber Grethe Grotthusen, die doch erzählte — —"

„Grethe Grotthusen? . . . Dachte ich's mir doch, daß von der das Gerede ausging! . . . . Diese Schlange! . . . . Frau von Jagrstätten mußte nämlich knall und fall ihre Wirtschaftsfräulein entlassen. Alle beide! Da bat sie mich, weil ich ja doch schließlich bei uns auf dem Gutshofe, wo Mama so rüstig ist, entbehrlich bin, ihr in der Not beizuspringen. Wenigstens auf ein paar Tage. Dazu war ich selbstverständlich bereit, denn schließlich sind wir doch mit Jagrstättens seit Jahren gut befreundet. Botho holte mich ab. Und brachte mich auch wieder nach Hause. Daraus hat denn Grethe Grotthusen eine gehörige Klatscherei zusammengebrodelt mit dem Kehrreim, daß Botho und ich ein Paar werden!"

„Wenn es so ist — —"

„Ja, so ist's — und nicht anders!" fügte sie schnell hinzu.

„Annie, meine herzensliebe Annie, sei doch wieder gut!"

„Ich denke nicht daran! . . . . . Einer so boshaften Person, wie es Grethe Grotthusen ist, Glauben zu schenken! Wo sie die ganze Klatscherei nur deshalb in die Welt gebracht hat, um uns beide aus einander zu hetzen! Sie hat nämlich ein Auge auf Dich!"

„Jetzt hast Du wieder du gesagt!"

„Ich? . . . . Nein, so was zu behaupten!"

„Doch! . . . . . eben . . . . ganz deutlich!"

„Dann habe ich mich versprochen!"

Er erfaßt ihre Rechte, die sie ihm vergebens wieder zu entwinden versucht.

„Herzensannie, wenn ich Dich so aus tiefster Seele um Verzeihung bitte!"

„Und der Kummer, den ich gehabt? Die schlaflosen Nächte? Die Tränen, die ich geweint?

„Die küsse ich fort!"

Sie schluchzt nun wirklich, während sie stammelt:

„Und mein ganzer Geburtstag, der mir dadurch verdorben wurde! . . . . Keine Zeile hast Du mir geschickt! Nicht mal 'n paar Blumen!"

„Wart', die hole ich sofort!"

Mit schnellem Griff faßte der junge Mann einen Ast zu seinen Häupten. Einen Augenblick später raschelt es oben im Gezweig der Linden. . . . . Annie blickt erstaunt empor: dort bricht Günther eine Blütendolde nach der anderen und reiht sie zum Strauß.

Gleich darauf ist er wieder neben ihr und sagt, ihn darreichend:

„Ich gratuliere!"

Dann — — nach einer Weile — — fügt er hinzu:

„Und ich — — ich bekomme gar nichts?"

Sie bietet ihm die rosigen Lippen:

„Hier Du Böser! . . . Und wenn Du zu Ende bist mit dem Küssen, dann kommst Du herein zu uns in den Saal! Sie wissen ohnehin alle, daß Du hier bist — ersch, ersch! Papa und Mama und Deine Eltern! Sie sahen Dich bereits vorhin und schickten mich, daß ich Dich hole! . . . . . Ja, so ist's! — aber gar zu leicht wollt' ich's Dir nicht machen! . . . . . Die Gläser sind gefüllt; man will durchaus anstoßen und sie auf das Wohl des Geburtstagskindes leeren! . . . . . Wenn nicht alles trügt, soll sich daran noch eine andere Feier schließen! Die Braut ist freilich war längst da, aber — der Bräutigam fehlte!"

„Annie!" jauchzt er auf . . . . „Wenn es wahr wäre! . . . . . Oh wie glücklich bin ich, meine Annie!"

Er preßt sie an sich. Zwei Arme, weich und licht, ranken sich um Günthers Brust. Durch das All geht ein Rauschen — ein Raunen wie leises Stimmengewisper. Es rührt von den alten, rumenbedeckten Stämmen her, die sich zuflüstern: „Zu uns mußten sie kommen! Wir brachten ihre Herzen, die beinahe schon einander entfremdet waren, wieder zusammen! Hier — nur hier konnten sie sich finden: die Natur vor Augen, über sich den Sternenhimmel — — „unter blühenden Linden!"

Der desertierte Tote.

Humoreske von E. Berner.

(Nachdruck verboten.)

Die Nationalität des königlich preußischen Infanteristen Tadeuß Gniedinski war nicht leicht festzustellen. Seine Mutter Hindrajna stammte aus Dabrowa, einem galizischen Grenzorte in der Nähe des russischen Städtchens Bendzin, wo sie Tadeuß zur Welt und sich als Wäscherin durchbrachte; ihr Mann, ein deutscher Kohlengräber aus Beuthen, hatte sie nämlich nach kurzer Ehe verlassen und war wer weiß wo in der Welt verschwunden, ehe der Kleine noch Papa sagen konnte. Als Tadeuß mit 14 Jahren zu arbeiten begann, konnte er weder deutsch noch lesen und schreiben. Trotzdem er in Rußland geboren und aufgewachsen und seine Mutter vor ihrer Ehe nach Oesterreich zuständig war, war seine preußische Staatsbürgerschaft nicht zu bezweifeln; und wenn sie zweifelhaft gewesen wäre, so wäre es sicher niemandem eingefallen, um Gniedinski zu streiten.

Tadeuß wurde Soldat.

Seine Abrichtung war mit unsäglichen Mühen verbunden. Er war wie eine Gliederpuppe, wie ein Automat. Er tat slavisch, was man ihm befahl. Denken, selbständig handeln konnte er nicht.

Seine Vorgesetzten erkannten bald, daß er zum Dienst in der Kompagnie nicht zu brauchen war. Deshalb wurde er zum Küchendienst beordert und mußte, was dort gebraucht wurde, vom Markt und aus den Magazinen verbeihalen. Unglücklicherweise hatte Tadeuß ein schlechtes Ortsgedächtnis. Wenn er auch schon vier- bis sechsmal irgendwohin geschickt worden war, so konnte er sich doch weder Firma, noch Weg, noch Haus merken. Oft bedurfte es langer Auseinandersetzungen, um ihm klar zu machen, wohin er sich zu begeben hatte.

Eines Morgens hatte er vom Bahnhof Reis zu holen, zu dessen Transport man ihm ein einspänniges Bäckerschen mitgab. Es war ihm Eile aufgetragen worden, weil dem Koch, der zur Bereitung der Hauptmahlzeit nötige Vorrat ausgegangen war. Tadeuß fand auch richtig den Weg zum Bahnhof; aber als er auf dem Rückwege bis zur Magdalenenkirche gekommen war, wußte er nicht mehr, wie weiter. Sein Gaul wollte allerdings die richtige Straße nehmen, aber Tadeuß brachte ihn zum Stillstand. Während der Regimentskoch in der Kaserne wie auf glühenden Kohlen herumging, wetterte, fluchte und dem diensthabenden Offizier Gniedinskis Ausbleiben meldete, stand Tadeuß bei seinem Gefährte und äugelte nach allen Windrichtungen umher, bis ihn ein Schutzmann bemerkte und zur Kaserne führte. Dort hatte man schon den Speisezettel ändern müssen, weil sonst das Essen nicht rechtzeitig fertig geworden wäre.

„Gniedinski!" rief der Sergeant eines Tages. Tadeuß trat stramm vor und spitzte die Ohren. „Zu Befehl, Herr Sergeant," sagte er salutierend.

„Morgen werden wir auf dem Exerzierplatz die Wegschaffung von Toten und Verwundeten einüben. Sanitätssoldaten werden kommen, um die Gefallenen zu verpflegen und wegzuführen. Sie, Gniedinski, werden sich einen Ort ausfuchsen, wo Sie sich hinlegen werden. Hier, dieses Zettel stecken Sie in die Brusttasche. Darauf steht geschrieben, daß Sie einen Schuß durch die Brust bekommen haben. Sie müssen also ruhig liegen bleiben bis Sie von der Sanitätstruppe gefunden werden. Was die Sanitätssoldaten mit Ihnen machen, haben Sie sich ruhig gefallen zu lassen. Sollten Sie aber bis 12 Uhr mittags nicht gefunden sein, so müssen Sie aufstehen und den Verbandplatz aufsuchen. Der ist dort, wo Sie die weiße Fahne mit dem roten Kreuz sehen werden. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Sergeant!" Gniedinski salutierte, steckte den Zettel in seine Brusttasche, machte Kehrtum und ging stramm, solange ihn der Sergeant sehen konnte, der Küche zu, um dort seiner gewohnten Beschäftigung obzulegen.

Die Uebung verlief glatt. 75 „Tote und Verwundete" deckten das Schlachtfeld. Auch die Sanitätstruppe tat ihre Pflicht. Um 12 Uhr war das Feld geräumt. Als man aber die auf den Verbandplatz gebrachten „Gefallenen" zählte, fehlte einer — Gniedinski. Man zählte wiederholt, man rief mit Namen auf; die Zahl der 75 wollte nicht voll werden. Der Sanitätsabteilung wurde befohlen, das Feld nochmals genau abzusuchen. Müde, hungrig und fluchend gingen die Soldaten an die Arbeit. Doch alle Mühe war umsonst. Gniedinski blieb verschwunden.

Wenn er jetzt gefunden worden wäre, so wäre es ihm schlimm ergangen. Die Mannschaft, die ihn solange suchen mußte, und der sie kommandierende Offiziere waren wütend. Endlich rückte die Abteilung ohne den Gesuchten ab. Offenbar war der Bursche desertiert. Er war

ja jeglicher Dummheit fähig. Die diesbezügliche Meldung wurde auch ordnungsgemäß erstattet, und Polizei und Gendarmerie setzten sich in Bewegung, um die Armee vor dem drohenden Verlust zu bewahren. Wenn man ihn erwischte, sollte an dem Kerl ein Exempel statuiert werden.

In Wirklichkeit war es aber Gniedinski nicht im Traume eingefallen, zu desertieren. Mit seinem Lose ganz zufrieden, hatte er sich nur ein Plätzchen gesucht, wo er ungestört ein stilles, langes Schlächen tun konnte. In einem Winkel des „Schlachtfeldes" hatte er einen mudeparkten, undemonnten Wagen gesehen, der, wie sich Tadeuß überzeugte, innen mit Stroh und Heu weich, wohlig und einladend ausgepolstert war. Der Kutscher, ein Bauernknecht, hatte ihn dort stehen lassen müssen, um einen Gut seines Gutes frisch beschlagen zu lassen. Tadeuß kroch in das Gefährte, machte sich's dort bequem und verfiel bald in tiefen Schlaf.

Ahnungslos beschannte der zurückgekehrte Knecht wiederum seinen Wagen und lenkte ihn, neben dem Roß herschreitend, bergauf nach Kleitendorf. Tadeuß schlief den Schlaf des Gerechten und rührte sich nicht. Zu Hause angelangt, schob der Knecht den Wagen unter einen Schuppen der im rückwärtigen Teil eines großen Bauernhofes stand, und ging seinen Geschäften nach. Es war Hochsommer, alles arbeitete auf den Feldern, so daß nichts und niemand Gniedinskis Ruhe störte.

Als Tadeuß erwachte, waren Sonne, Menschen und Tiere schon lang zur Ruhe gegangen. Die Nacht war recht finster, so daß auch ein Geschehener, von Gniedinskis Schicksal getroffen, sich nicht hätte orientieren können, Tadeuß ging aufs Geratewohl vorwärts. Ein Hund begann heftig zu bellen, Gänse flogen schnatternd auf, in einem Stalle grunzten Schweine.

Von dem Lärm geweckt, trat der Knecht, welcher Gniedinski gesehen hatte, aus seiner Kammer und sah undeutlich einen Mann mit einem Gewehr in der Hand über den Hof gehen. Erschrocken sprang er zurück und schloß hinter sich die Türe, um das Haus zu alarmieren. Bald erschien er wieder, in einer Hand eine Laterne, in der anderen einen Revolver, hinter ihm der Bauer mit seiner Frau und seinen drei Söhnen. Ein Schuß blitzte und krachte, „Diebe, Einbrecher, Räuber!" scholl es durch die Nacht, die Jagd nach dem Eindringling begann. Tadeuß warf sein Gewehr weg und sprang in eine Scheune, deren Tor er hinter sich zuschlug und mit einem vorgeschobenen Riegel versperrte.

„Jetzt haben wir ihn!" rief der Bauer und befahl dem Knecht, den Gendarmen zu holen. „Warte, du Mordbube," bemerkte er in das Scheunentor hinein, „wir werden dir die Einbrecherei austreiben! Wenn du lebendig von hinnen kommst, in vier Wochen wirst du gehängt!" Auch die weiblichen Hausbewohner wagten sich nun herbei und ein Hagelwetter von Schimpfworten und Drohungen prasselte gegen den Gefangenen in der Scheune. Tadeuß sah einen zweiten Schuß blitzen und glaubte die Kugel an sich vorbeipfeifen zu hören. Angstvoll wich er zurück und drückte sich an das zweite Scheunentor, das gegenüber dem verperrten angebracht war. Es gab nach, da es nur angelehnt war, öffnete sich das und bot dem entsetzten Tadeuß einen Rettungsweg. Der Soldat lief daran so schnell er konnte, und rannte, bis er müde und erschöpft auf dem moosbewachsenen Boden eines Wäldchens niedersank. Vom Tau durchnäßt, hungrig, durstig und bange erwartete er dort den Morgen, um dann den Heimweg nach der Kaserne zu erfragen.

Dieser Mühe wurd er enthoben; denn halb Kleitendorf, die Gendarmen an der Spitze, war ausgerückt, um nach dem Flüchtling zu fahnden. Mit großer Vorsicht war nach Ankunft der Gendarmen das Scheunentor aufgemacht worden, von den, wie Wilhelm, der Knecht, erzählte, bis an die Zähne bewaffneten Räuber dingfest zu machen. Zur allgemeinen Ueberraschung fanden die Verfolger die Scheune leer. Der Bauer zeigte den Gendarmen die von Gniedinski weggeworfene Waffe. Sie erkannten sofort, daß es ein Militärgewehr war, und brachten den Fund mit der Meldung von Gniedinskis Desertion in Verbindung.

„Ein geplanter Einbruch wird nicht vorliegen," sagte einer der Gendarmen; „denn ein Verbrecher wirft seine Waffe nicht so ohne weiteres weg. Wahrscheinlich hat der Mann, der anscheinend desertierte, hier nur ein Nachtquartier gesucht. Er kann nicht weit sein. Wir müssen ihn bald haben."

Eben ging die Sonne auf, als die Verfolger auf Gniedinski stießen, der wieder eingeschlummert war. „Durch die Brust geschossen, tot!" murmelte er, als sie eiligst versuchten, ihn auf die Beine zu stellen. „Er ist verrückt," sagten die Gendarmen und ließen einen Wagen holen, worauf Gniedinski in das Militärkrankenhaus geschafft wurde.

Dort unterzog ihn der Regimentsarzt einem eingehenden Verhör, an welchem sich auch Gniedinskis Hauptmann beteiligte. Der Sachverhalt klärte sich auf. „Der Kerl macht mir nur Verdruß, Schande und Schaden", wetterte der Hauptmann; „nicht einmal als Toter ist er zu verwenden. Seiner Dummheit kommt nur seine Schlafsucht gleich. Was soll ich mit ihm anfangen? Er kriegt zwar seine 24 Stunden Arrest, aber er kommt nicht länger heraus!"

„Ich halte es für das Beste, seine dauernde Entlassung aus dem Heeresverband wegen geistiger Minderwertigkeit in die Wege zu leiten", meinte der Arzt.

„Einverstanden, Herr Doktor! Sehen Sie aber zu, daß das bald geschieht und daß Sie ihn bis dahin hier behalten. Denn sonst richtet er bei uns noch eine arge Dummheit an, wofür wir verantwortlich gemacht werden."

Einige Wochen später sah man Gniedinski in bürgerlichem Gewande, seine Pfeife vergnügt schmauchend, zum Bahnhof wandern. Er hatte ein Schriftstück in der Tasche, das ihn von jeder militärischen Verpflichtung endgültig lossprach. Er konnte es zwar nicht lesen, freute sich aber darum nicht weniger, daß er bald wieder zu Muttern kommt. Das war ihm lieber als alle Freuden des Markttensfest.

Die Entstehung der Gewitter.

(Nachdruck verboten.)

A. K. Die Zeit liegt noch nicht sehr fern, in der man allgemein annahm, die in den Gewittern tätige Luftelektrizität werde durch die Reibung verschiedener Luftschichten aneinander erzeugt, etwa in der Weise, wie die gewöhnliche Reibungselektrizität zustande kommt. In der bekannten Dampf-Elektrisiermaschine hat man lange eine Stütze dieser Anschauung gesehen, obwohl sie eine solche in Wahrheit garnicht ist, da ihre Elektrizitätserzeugung ebenso wie die der Wolken auch auf andere Ursachen zurückgeführt werden kann. Leider ist die irrige Hypothese von der Luftreibung als Elektrizitätsquelle so festgewurzelt, daß viele noch heutigentags an sie glauben und sie immer weiterpflanzen.

Schon L. F. Kämp hat vor mehr als sieben Jahrzehnten als die eigentliche und Hauptursache des Gewitters den Niederschlagsprozeß ausgesprochen, und H. Hann drückt dies in folgendem einfachen Satze aus: „Die elektrischen Erscheinungen, die zum Begriffe eines Gewitters gehören, sind an die Kondensation des atmosphärischen Wasserdampfes gebunden." In der Tat hat man Blitz und Donner noch nie ohne die Erscheinung von Niederschlägen (Regen, Schnee usw.), oder wenigstens von Wolken beobachtet. Der häufigste Sitz des Gewitters sind die sogenannten Gewitterwolken, das sind hochaufgetürmte Haufen- (Kumulus-) Wolken, doch gibt es kaum eine Wolkenform, in der nicht gelegentlich Blitze (mitunter ohne Donner) wahrgenommen werden können. Fast immer sind die gestürmten Kumulus- (Gewitter-) Wolken von einem weit ausgreifenden Cirrostratusschirm überlagert, den man Kumulo-Nimbus nennt. Gewitter begleiten Niederschläge jeder verschiedenen Art, vorwiegend heftige Niederschläge, aber bei weitem nicht alle intensiven Niederschläge sind mit Gewittern verbunden. Noch allgemeiner, schreibt Hann in seiner Meteorologie, könnte man sagen, daß eine rasche Steigerung der Niederschläge, damit auch eine Verstärkung des Niederschlages überhaupt inbegriffen, das Auftreten elektrischer Entladungen vor allem begünstigt. Die Gewitter begleiten den Eintritt der Niederschläge nach schöner, trockener Witterung in den gemäßigten Zonen wie in den Tropen, sie hören auf, wenn die Regen gleichmäßig geworden sind, treten aber nicht selten wieder ein, wenn die Regen aufhören, wenn dem Ende der Niederschläge eine Wiederverstärkung der früher gleichmäßigen Regen vorausgeht. Sie treten auch innerhalb längerer Regenperioden dann ein, wenn gelegentlich eine Verstärkung der Niederschläge stattfindet. Die Gewitter stellen sich am häufigsten ein bei sinkender, seltener bei steigender Temperatur, meist bei rascher Wärmeabnahme nach oben, aber auch wenn es unten kalt und oben warm ist. Wasserdampfreiche Luft muß stets vorhanden sein oder herbeigeführt werden, wenn ein Gewitter zustande kommen soll. Eine aufsteigende Bewegung feuchter Luft schafft eine Bedingung zur Entstehung der Gewitter zu sein. Hohe Temperatur und Sonnenschein begünstigen die Entstehung der Gewitter, denn die erste ermöglicht einen großen Wasserdampfgehalt der Luft, die letzte begünstigt durch Erwärmung des Bodens deren aufsteigende Bewegung. Daneben mag noch dahingestellt bleiben, ob nicht die Sonnenstrahlung auch direkt die Entstehung der Gewitter, das ist einen stärkeren elektrischen Zustand der Wolken, begünstigt oder ermöglicht.

Dafür jedoch, daß ein Niederschlag zu einem Gewitter wird, ist weder die Intensität des Niederschlags, noch seine rasche Steigerung allein entscheidend, es muß noch etwas hinzukommen. Das ist die Ionisierung der Luft. Unter gewissen Verhältnissen, besonders bei der durch Strahlungen erzeugten Radioaktivität der Luft, spalten sich deren neutrale Molekeln in kleinere positiv und negativ geladene Teilchen, Ionen (Glasionen), die sich in einem elektrischen Felde mit einer bestimmten Geschwindigkeit bewegen und dadurch die Fähigkeit besitzen, elektrisch geladene Körper zu entladen. Die Luftionen haben die wichtige Eigenschaft, in einem mit Wasserdampf übersättigten Raume Keime zu bilden, um die der Wasserdampf sich in Tröpfchen verdichtet. Die allmähliche Entladung elektrisch geladener, isoliert gehaltener Körper in der freien Luft läßt darauf schließen, daß die Atmosphäre stets mehr oder weniger positive und negative Ionen enthält; die Messungen der durch die Ionen bewirkten Elektrizitätszerstreuung liefern ein Maß für die Schärfe der Elektrisierung der Luft. Je mehr freie Ionen vorhanden sind, desto größer ist die Leitungsfähigkeit der Luft; großem Ionengehalt entspricht ein kleines, und kleinem Ionengehalt ein großes elektrisches Potentialgefälle. Luftströmungen bringen ihren Ionengehalt mit. Die Radioaktivität, also der Ionenreichtum oder die Elektrizitätszerstreuung der Luft, scheint von der Nordsee gegen die Alpen hin zuzunehmen. Die Zerstreuung zeigt sich an sonnigen Tagen größer als an bewölkten und wächst mit zunehmender photochemischer und thermischer Strahlung, auch nimmt sie mit Steigen der Temperatur und des Dampfdruckes zu. Als Ursache der Ionisierung der Luft kommen zunächst die von der Sonne ausgesandten Strahlen kürzester Wellenlänge (Ultraviolett) oder die Kathodenstrahlen in Betracht, die schon in den höchsten Atmosphärenschichten aufgefangen werden. Ferner spielt die Radioaktivität des Erdbodens eine große Rolle. Da Nebel und Dunst als Nichtleiter die freie Bewegung der Ionen hindern, sammeln sich die aus der Erde austretenden positiven Ionen über der Erdoberfläche und liefern eine über dem Boden lagernde positiv geladene Schicht, wie man sie im Nebel festgestellt hat. Die Luft ist mithin im normalen Zustande (ohne Staub, Rauch, Wasserstaub) positiv geladen, tritt negative Elektrizität auf, so haben in der Nähe Niederschläge stattgefunden.

Der Wasserdampf der übersättigten Luft kondensiert sich leichter auf negativen als auf positiven Ionen; daher ist eine Wolke zuerst ein Gemisch von negativ geladenen Tropfen und Luft, die noch freie positive Ionen enthält, sie wirkt deshalb nach außen nicht elektrisch. Eister und Geitel

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19080705065/fragment/page=0002